

**Studien zur Ethnogenese.** Abhandlungen der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften. Band 72. Westdeutscher Verlag, Opladen 1985. 208 Seiten, 10 Abbildungen und 5 Tabellen.

Das Problem der Genese ethnischer Einheiten – und damit verbunden das Problem der Kontinuität und Dynamik ethnischer Identität – ist eines der geisteswissenschaftlichen Forschungsthemen, die in ganz besonderem Maße eine interdisziplinäre Zusammenarbeit erfordern. Begriffe wie „Stamm“, „Volk“ oder „Ethnos“ gehören zum terminologischen Rüstzeug nicht nur der Ethnologie, sondern auch aller historischen Wissenschaften, der Soziologie, der Politologie und der Philologie. In der Vorgeschichtsforschung spielte die „ethnische“ Interpretation bestimmter sog. „archäologischer Kulturen“ (v.a. angeregt durch Gustav Kossinna) eine zeitlang eine wichtige Rolle; neuerdings scheint diese Fragestellung hier wieder etwas mehr in den Hintergrund getreten zu sein – wohl nicht zuletzt aufgrund der schlechten Erfahrungen mit voreiligen, methodisch mangelhaft begründeten Korrelationsversuchen zwischen archäologischen Fundgruppen und der mutmaßlichen ethnischen Zugehörigkeit ihrer Träger. Seit den späten sechziger Jahren hat sich v.a. die Ethnologie intensiv mit der Frage nach den Entstehungs- und Existenzbedingungen sowie den sichtbaren kulturellen Korrelaten „ethnischer Identität“ beschäftigt, und so mag es gerechtfertigt erscheinen, daß die Aufgabe der vorliegenden Rezension einem Ethnologen übertragen wurde.

Der Sammelband vereint die überarbeiteten und z.T. erweiterten Versionen von Vorträgen, die in den Jahren 1982–1984 unter dem Generalthema „Ethnogenese“ vor der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften gehalten wurden. Ein zweiter Band mit weiteren Vorträgen zum gleichen Problem sowie einem Gesamtregister soll später folgen.

Das Ziel der vorliegenden Publikation ist eine Bestandsaufnahme der methodischen Ansätze und Forschungsergebnisse, die die beteiligten Disziplinen zu diesem „grundlegenden Vorgang der Menschheitsgeschichte“ beitragen können. Um das Ergebnis gleich vorwegzunehmen: Die Stärke gerade der besten Beiträge des ersten Bandes (vertreten sind: Ethnologie, Vor- und Frühgeschichte, vergleichende Sprachwissenschaft und Geschichte) liegt darin, zu zeigen, was das betreffende Fach hinsichtlich des Problemkreises Ethnogenese/ethnische Identität nicht leisten kann. In manchen Fällen sind die Schwierigkeiten grundsätzlicher Art und lassen angesichts der verfügbaren Daten und der Komplexität des Gegenstandes auch in Zukunft keine positive Lösung erwarten; bei einigen Beiträgen entsteht jedoch der Eindruck, daß die Erkenntnismöglichkeiten nicht ausgeschöpft wurden, die eine konsequente Anwendung eindeutiger analytischer Begriffe und eine logisch klarer strukturierte Argumentation geboten hätten.

Bei der Klärung der Bedingungen und Verlaufsformen der Ethnogenese sowie der Aufrechterhaltung bzw. dem Wandel ethnischer Identität spielt die Völkerkunde mit ihrem reichen Datenmaterial von lebenden Kulturen unterschiedlichster Ausprägung sicherlich eine besonders wichtige Rolle. Leider ist jedoch gerade der an den Anfang des Bandes gestellte ethnologische Beitrag (W. E. Mühlmann, Ethnogenie und Ethnogenese. Theoretisch-ethnologische und ideologiekritische Studie; S. 9–27) enttäuschend. Wegen der grundsätzlichen Bedeutung einiger darin aufgeworfener Fragen sei auf ihn hier dennoch etwas ausführlicher eingegangen.

Der Autor – einer der Altmeister der modernen deutschsprachigen Ethnologie – liefert zwar eine Fülle interessanter Gedanken und Anregungen, doch werden diese häufig nicht hinreichend ausgeführt oder bleiben in ihrem logischen Zusammenhang untereinander unklar. Es fehlt der Versuch einer Begriffsbestimmung von „Volk“ oder „Ethnos“, abgesehen von dem allgemeinen Hinweis, daß „man die intentionalen Selbstdeutungen und

Selbsteinschätzungen der Menschheitspopulationen als maßgebendes Kriterium“ nehmen müsse (S.10). Am gleichen Ort stellt Verf. den Begriff des Ethnos überhaupt in Frage und begründet dies mit der Tatsache, daß bei „Naturvölkern“ die Assimilation „ethnisch [!] fremder Elemente“ gang und gäbe sei (was ihn im übrigen nicht daran hindert, später wie selbstverständlich von „Ethnien“ zu sprechen). Die Häufigkeit und Leichtigkeit der ethnischen Assimilation (deren unterschiedliche Formen auf S.12–15 ausführlich beschrieben werden) steht für Mühlmann in einem überraschenden (?) Kontrast zu der „ideologischen Abgeschlossenheit“, dem „Ethnozentrismus“ der meisten menschlichen Gruppen, die dazu neigen, die eigene Kultur und Lebensform als die einzig „richtige“ aufzufassen (S.11f.).

Eine kritische Diskussion der „Pseudo-Völker der Linguistik“ (S.15f.) veranlaßt Verf. zu der Forderung, „den Volksbegriff aus der Vorgeschichtsforschung zu verbannen“ wegen der Gefahr einer „Verwischung von linguistischer und ethnischer Klassifikation“. Dem ist sicherlich zuzustimmen. Die Prähistorie besitzt aber häufig ohnehin keine räumlich und zeitlich „passenden“ linguistischen Daten, und so wären ethnologische Hinweise auf die „ethnische“ Interpretierbarkeit materieller Hinterlassenschaften weitaus wichtiger gewesen. Leider hat Mühlmann nicht die Folgerungen erörtert, die sich in dieser Hinsicht aus seiner „Theorie der limitischen Struktur“ (S.18ff.) ergeben. Dies sei hier vom Rez. in aller Kürze nachgeholt. Die genannte Theorie geht von der Beobachtung aus, daß „Naturvölker“ sich oft nicht territorial gegen die jeweils „Anderen“ abgrenzen, sondern daß diese Grenzen durch ein System materieller und nicht-materieller kulturspezifischer Symbole gesetzt werden – diese bilden die jeweilige „limitische Struktur“. Was die materiellen Komponenten dieser Struktur betrifft – z.B. ganz bestimmte Haus-, Geräte- und Schmuckformen, bestimmte Ornamente oder auch eine Bestattungsform, mittels derer die Gruppe sich „traditionell“ von ihren Nachbarn unterscheidet –, so könnte man annehmen, daß diese über lange Zeiträume hinweg als unveränderliche „Grenzzeichen“ überliefert werden: mit wichtigen methodischen Folgen für die archäologische Interpretation langlebiger Fundkomplexe. Die ethnographische Literatur weist jedoch zahlreiche Fälle auf, die einer solchen Annahme widersprechen. Materielle Symbole der ethnischen Identität können nicht nur wie alle anderen Elemente der materiellen Kultur einem Formenwandel unterliegen (unter Beibehaltung ihrer abgrenzenden Funktion!), sondern sie können auch unter bestimmten Voraussetzungen als „Grenzzeichen“ gänzlich irrelevant und durch andere, u.U. sogar von außen entlehnte Kulturgüter ersetzt werden. Einer „ethnischen“ Interpretation archäologischer Fundkomplexe ist also auch aus diesem Grund von seiten der Ethnologie mit großer Skepsis zu begegnen (hierzu auch Narr, siehe unten).

Von den beiden letzten Abschnitten in Mühlmanns Beitrag – „Ethnos und Staatsbildung“ sowie „Ethnos und Religion“ – sind für den Vorgeschichtler v.a. die Ausführungen über den „Vorgang der echten Staatsbildung [...] in frühhistorischer Zeit“ von Interesse (S.22–24). Verf. wendet sich mit Nachdruck gegen die alte Überlagerungstheorie, wonach Klassenschichtung in Herrscher und Beherrschte regelmäßig eine Folge ursprünglicher ethnischer Überschichtung ist. Vielmehr entstehe Schichtung in der Regel endogen, und erst im späteren staatlichen Expansionsprozeß würden geographisch marginale Fremdgruppen funktional eingegliedert und ethnisch in die dominierende Staatsbevölkerung eingeschmolzen.

Bei den übrigen Beiträgen des Bandes handelt es sich durchweg um konkrete Fallbeispiele, die Probleme bei der Rekonstruktion der Ethnogenese geschichtlicher und vorgeschichtlicher Bevölkerungsgruppen aufzeigen.

W. Heissig legt in seiner Studie „Ethnische Gruppenbildung in Zentralasien im Lichte mündlicher und schriftlicher Überlieferung“ (S.29–55) eine Untersuchung über Ethnogeneseprozesse im zentralasiatischen Steppengürtel vor. Er zeigt, daß sich die „Mongolen“ des Dschingis Khan, aber auch andere, frühere ethnische Gruppen dieses Raums aus einer

großen Anzahl heterogener Elemente zusammensetzten, die durch militärischen Zwang oder freiwillige Angliederung zu Einheiten verschmolzen waren. Die außerordentliche Dynamik des ethnischen Gefüges im eurasiatischen Steppengebiet wurde durch die Tatsache begünstigt, daß die überwiegend nomadischen Gruppen dieses Großraums trotz unterschiedlicher sprachlicher Zugehörigkeit eine weitgehende Uniformität in zahlreichen Elementen der materiellen Kultur, aber auch der Religion aufwiesen – Elemente eines „steppen-nomadischen Kultursyndroms“, das, wäre es lediglich durch Bodenfunde dokumentiert, womöglich als einheitliche „archäologische Kultur“ mit lokalen Varianten erschiene.

Leider werden diese hochinteressanten Darlegungen durch eine sehr eklektizistische Verfahrensweise und häufige logische Sprünge beeinträchtigt, die die Argumentation des Verf. mitunter schwer nachvollziehbar machen. Die verwendete ethnologische Terminologie soziopolitischer Einheiten (Clan, Sippe, Stamm) ist nicht immer eindeutig; v. a. bleibt oft unklar, was sich hinter der Bezeichnung „Stamm“ verbirgt: eine ethnische Einheit oder lediglich ein namentlich benanntes Segment einer solchen? Diese Unsicherheit mag natürlich zu einem guten Teil an der Eigenart der Quellen liegen, die sicher nicht immer erkennen lassen, welchen ethnischen Status die aufgeführten Ethnonyme (z. T. Fremdbezeichnungen) repräsentieren. Bedauerlich ist auch das Fehlen einer Karte, die dem nicht speziell Vorgebildeten das Verständnis der komplexen regionalen Zusammenhänge sehr erleichtern würde.

Der Beitrag von K. J. Narr (Kulturelle Vereinheitlichung und sprachliche Zersplitterung: Ein Beispiel aus dem Südwesten der Vereinigten Staaten; S. 57–99) beschäftigt sich kritisch mit der Kossinnaschen Forderung nach einer ethnischen Interpretation „archäologischer Kulturen“. Verf. geht davon aus, daß ethnische Identität eine gemeinsame kulturelle Tradition impliziert, die sich im archäologischen Fundgut durch eine gleichartige materielle Hinterlassenschaft ausdrücken wird. Er steht jedoch Kossinnas Umkehrschluß, daß eine geschlossene „archäologische Kultur“ immer auf eine ethnische Einheit hindeute, skeptisch gegenüber und formuliert anstatt dessen das folgende, abgemilderte heuristische Prinzip: „[...] die Suche nach überschaubaren Einheiten, die charakterisiert sind durch zusammengehörige, aber funktional gegenseitig nicht unmittelbar voneinander abhängige Kulturelemente, zumal wenn eine solche Gruppierung in einem einigermaßen umreißbaren, in einem möglichst geschlossenen Siedlungsgebiet auftritt, dessen Begrenzung jedoch nicht durch ökologisch-geographische Faktoren allein schon hinreichend zu erklären sein darf“ (S. 66). Die genannten „überschaubaren Einheiten“ möchte Verf. trotz aller Vorbehalte zumindest versuchsweise als „Ethnien“ interpretieren (S. 65).

Als Beispiele für „archäologische Kulturen“ des europäischen Neolithikums, die die Bedingungen seines „heuristischen Prinzips“ erfüllen, diskutiert Narr die Schönfelder Kultur und die linearbandkeramische Kultur (S. 59–69). In beiden Fällen kann wegen des großen zeitlichen Abstandes keine Verbindung mit in frühgeschichtlicher Zeit faßbaren ethnischen Gruppen hergestellt werden.

Etwas bessere Chancen für solche Verbindungen erwartet Verf. für den Südwesten Nordamerikas, wo die europäische Kolonisation noch „prähistorische Zustände“ antraf. Die Darstellung der dortigen archäologischen Komplexe (S. 70–86) konzentriert sich v. a. auf die Hohokam-Kultur im südlichen Arizona, die etwa von der Zeitenwende bis ins 15. Jahrhundert existierte und hauptsächlich durch einen bestimmten Keramik-Typ sowie Brandbestattung charakterisiert ist. Die Zeit nach 1500 ist archäologisch nur sehr mangelhaft vertreten, so daß eine Kontinuität zu historischen Kulturen nicht hergestellt werden kann; bei diesen ist die typische Hohokam-Keramik erloschen, das rezente Vorkommen der Brandbestattung ergibt ein schwer interpretierbares Bild. Doch selbst wenn sich Korrelationen finden ließen, bedeutete dies noch keine ethnische Identifizierung der Hohokam-Kultur: Die namentlich bekannten historischen Gruppen des Südwestens sind meist Sprachgruppen, die ihrerseits unterschiedliche ethnische Identitäten umfassen. Aber auch eine

gemischt-sprachige Trägergruppe der Hohokam-Kultur wäre denkbar – die rezente Ethnographie der Region weist Fälle auf, in denen kulturelle Vereinheitlichung mit sprachlicher Verschiedenartigkeit verbunden ist. So bleibt Narr nach über 30 Seiten theoretischer und vergleichend-deskriptiver Bemühungen nur das enttäuschende Fazit: „So viel es für sich hat, die Hohokam-Kultur als Ausdruck einer Ethnie zu begreifen, wird man sie wohl doch in ihrer Anonymität belassen müssen [...]“ (S.91).

Nach alledem kann man sich fragen, ob – von glücklichen Ausnahmefällen abgesehen – die Frage nach dem Ethnos einer „archäologischen Kultur“ nicht grundsätzlich irrelevant ist. Es soll nicht bestritten werden, daß „archäologische Kulturen“ auf innere geistig-kulturelle Zusammenhänge hinweisen, doch wären diese wesentlich angemessener mit dem weniger präventösen Begriff Interaktionssphäre bezeichnet – einem Begriff, den Verf. auf S.82 selbst einführt, ohne dann weiter mit ihm zu arbeiten. Ein gutes Beispiel für eine solche „Interaktionssphäre“ bildet das Verbreitungsgebiet des zentralasiatischen „steppennomadischen Kultursyndroms“ (siehe Beitrag Heissig).

H. von Petrikovits beleuchtet in seinem Vortrag „Fragen der Ethnogenese aus der Sicht der römischen Archäologie“ (S.101–132) Probleme der Ethnogenese der Latiner sowie einiger Ethnien an der Peripherie des späteren römischen Reichs (Goten, Alamannen, Franken sowie Massyler und Masaesyler Nordafrikas). Ausgangspunkt ist in den meisten Fällen der archäologische Befund; dieser wird mit den Ergebnissen sprachgeschichtlicher, philologischer sowie vergleichender historischer Forschung konfrontiert, wobei Verf. zu Recht die Notwendigkeit einer strikten Trennung der jeweiligen fachspezifischen Methoden betont. Dies führt bei der Frage der Herkunftsgebiete zu höchst unterschiedlichen Resultaten: Während im Falle der Alamannen archäologische Daten die Angaben schriftlicher Überlieferungen weitgehend bestätigen, stehen sie in den anderen Fällen entweder im Widerspruch zu den Ergebnissen der übrigen genannten Disziplinen bzw. lassen sich überhaupt nicht mit ihnen korrelieren. In keinem Fall sind Prozeß oder Zeitpunkt der Ethnogenese mit archäologischen Mitteln faßbar: Ein „typisches“ archäologisches Fundbild kristallisiert sich erst heraus, nachdem der Prozeß der Ethnogenese (sei es durch Amalgamierung oder durch Aufspaltung; vgl. die zusammenfassende Typologie auf S.122) zu einem gewissen Abschluß gekommen ist; es tritt dann allerdings oft unvermittelt als etwas Neues, Fertiges auf.

V.a. bei der Behandlung der Latiner weist Verf. auf die Bedeutung der ethnischen Selbstbezeichnung als Ausdruck und gleichzeitig Verstärkung des Identitätsbewußtseins hin (*nomen Latinum*). Dieser Punkt wird auch in einigen der anschließend zusammengefaßten Diskussionsbeiträge betont; Differenzen bestehen allerdings darüber, ob das Identitätsbewußtsein wesentlich positiv ausgefüllt ist oder sich v.a. negativ, als Wahrnehmung von Unterschiedlichkeit gegenüber den Nachbarn, äußert.

Die beiden folgenden Untersuchungen sollen den möglichen Beitrag der vergleichenden Sprachwissenschaft zum Ethnogenese-Problem darstellen. J. Untermann (Ursprache und historische Realität; S.133–164) leistet dies für die Indogermanistik in einer Abhandlung, deren Klarheit und durchdachten logischen Aufbau man sich gern als Standard für alle Beiträge des vorliegenden Bandes gewünscht hätte.

Das Ergebnis ist ernüchternd: Aus der Rekonstruktion eines indogermanischen Stammbaum-Modells (dessen logische und heuristische Berechtigung Verf. gegen alternative Konzeptionen verteidigt) ergibt sich lediglich, daß 1. den rezenten Einzelsprachen eine indogermanische Ursprache zeitlich vorausgegangen sein muß und daß 2. dem sprachlichen Differenzierungsprozeß ein Zeit und Raum überbrückender ethnischer Differenzierungsprozeß entsprochen haben muß. Es läßt sich hingegen weder ableiten, wann die Ursprache existierte, noch wo sie zu lokalisieren ist und welche materiellen oder immateriellen Kulturelemente mit ihr verknüpft waren (S.145f.; 148f.). Lediglich strukturelle

Beziehungen zwischen einigen Begriffen der Ursprache lassen auf dem Weg kontrollierter Spekulation vermuten, daß es sich bei den Ur-Indogermanen um eine seßhafte Bauernbevölkerung handelte (S. 161), aus deren ursprünglich kleinen Siedlungseinheiten sich im Laufe der Zeit überregionale Machtzentren bildeten (S. 163). Das anschließende Fazit des Verf.: „[...] die in die Vorgeschichte hineinführende Sprachvergleiche ist kein Instrument, mit dem man historische Realität erkennen oder gar ethnische Größen und deren Genese beschreiben kann“ (ebd.).

Der zweite sprachwissenschaftliche Beitrag (E. Risch, Die Ausbildung des Griechischen im 2. Jahrtausend v. Chr.; S. 165–187) befaßt sich so marginal mit Problemen der Ethnogenese, daß bezweifelt werden muß, ob seine Aufnahme in den vorliegenden Band sinnvoll war. Für die an sich interessanten und detailliert belegten Ausführungen des Verf. über die griechische Sprachgeschichte und ihre Zusammenhänge mit anderen indogermanischen Sprachen wäre wohl doch eine Publikation als Einzelheft vorzuziehen gewesen.

In dem abschließenden Beitrag des Werks untersucht der Historiker W. Conze (Ethnogenese und Nationsbildung – Ostmitteleuropa als Beispiel; S. 189–208) die Ausbildung von Nationen in einem begrenzten Teilraum Europas – Spezialfälle des Ethnogenese-Prozesses, aus denen Verf. gleichwohl „in begrenzt typologisierender Absicht [...] zu allgemeineren Aussagen“ gelangen möchte (S. 193). Conze sieht Ethnogenese wesentlich als einen politischen Vorgang: das „geschichtliche Grundproblem“ bestehe in „der politischen Vergesellschaftung ethnischer Einheiten“ (S. 190). Dementsprechend stehen in dem hier entwickelten Zwei-Stufen-Modell rezenterer ethnogenetischer Prozesse in Ostmitteleuropa auch politische Mechanismen im Vordergrund: Die erste Entwicklungsstufe sei gekennzeichnet durch „die Bildung von adelig-militärisch-bäuerlich verfaßten, herrschaftlich organisierten Völkern (‘Nationes’) im frühen bis hohen Mittelalter“; die zweite Stufe umfasse „die Entwicklung zu modernen Nationen, sei es auf der Grundlage der mittelalterlich entstandenen ‚Nationes‘, sei es als Emanzipation sogenannter geschichtsloser Bauernvölker von diesen älteren Nationen“ (S. 193).

Die von Conze dargestellten begründenden und auslösenden Faktoren der Nationenbildung (zu denen in moderner Zeit in wachsendem Maße auch politische Ideologien zu rechnen sind) spielten in der Menschheitsgeschichte zweifellos häufig eine wichtige Rolle. Es ist jedoch die Frage, ob das Streben nach organisierter politischer Vereinigung tatsächlich so grundlegend mit dem Vorgang der Ethnogenese verbunden ist, daß es als eines ihrer Wesensmerkmale gelten kann. Die Völkerkunde kennt eine große Zahl von Ethnien, die weder die „politisch strukturierte Verbindung von langer Dauer“ kennen, noch „in einem begrenzten Raum“ siedeln – zwei wesentliche Elemente der Conzeschen Definition von „Ethnos“ (S. 190). Bilden die Juden seit dem Verlust ihrer staatlichen Organisationsform in der Antike demnach kein Ethnos mehr? Die beiden genannten Merkmale sind offensichtlich an bestimmte strukturelle Bedingungen eines soziopolitischen Raums gebunden und sollten daher besser von den universalen Konstitutionsmerkmalen einer „ethnischen Einheit“ getrennt werden.

Insgesamt ein interessantes, anregendes Buch für jeden, der die Gliederung der Menschheit in sich voneinander abgrenzende Ethnien nicht als banale Gegebenheit hinnimmt, und auch für den Prähistoriker, dem nicht ganz gleichgültig ist, welche Art von menschlicher Organisation hinter dem offensichtlichen inneren Beziehungsgefüge vorgefundener „archäologischer Kulturen“ stehen könnte. Zwar kann gerade das letztgenannte Problem von keiner der beteiligten Fachdisziplinen positiv und allgemeingültig beantwortet werden – doch erstens ist die methodische Unzulässigkeit einer vorschnellen „ethnischen“ Interpretation an sich schon ein wichtiges Ergebnis des Werks, und zweitens werden eine ganze Anzahl alternativer Interpretationsmodelle zur Verfügung gestellt, ähnlich wie dies auf einem anderen Gebiet durch die Ethnoarchäologie geschieht. Zweifellos könnte die

Diskussion über das Problem der Ethnogenese durch eine Einbeziehung moderner ethnologischer Forschungsergebnisse – die Mühlmann leider nicht referiert – noch bedeutend vertieft werden; dies betrifft v. a. die Motive, die hinter der Errichtung und Aufrechterhaltung ethnischer Grenzen stehen (hierzu immer noch lesenswert der von F. Barth herausgegebene Klassiker „Ethnic Groups and Boundaries“ [London 1969]). Weitere Einsichten in das Problem wird man sicherlich auch von dem in Aussicht gestellten Fortsetzungsband erwarten dürfen, der dem vorliegenden Werk folgen soll.

Frankfurt a. M.

Roland Mischung

**Hildegard Gräfin Schwerin von Krosigk, Gustav Kossinna.** Der Nachlaß – Versuch einer Analyse. Offa – Ergänzungsreihe Band 6. Karl Wachholtz Verlag, Neumünster 1982. 223 Seiten mit 8 Abbildungen.

Wenn der „Nachlaß“ eines Gelehrten 50 Jahre nach seinem Tode immer noch für so bedeutsam gehalten wird, daß man ihm ein immerhin 223 Seiten starkes Buch widmet, ist dies in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert: Es muß sich erstens um eine Persönlichkeit handeln, deren Werk immer noch „lebendig“, d. h. diskussionswürdig erscheint, sie muß zweitens etwas hinterlassen haben und dieses muß drittens nach Ansicht der für die Publikation Verantwortlichen wichtig für gegenwärtige und zukünftige Diskussionen sein.

Daß das Erste zutrifft, bedarf wohl keiner Begründung. Der Name Kossinna wird oft genug genannt, nicht selten im Sinne (un)bewußter Vergangenheitsvernebelung. So ist es zu begrüßen, daß ein „Nachlaß“ verblieb, dessen Veröffentlichung neue Erkenntnisse versprach. Es war vielleicht auch die Überraschung darüber, daß – trotz aller Kriegs- und Nachkriegswirren – soviel erhalten blieb, die den Gedanken zu einer solchen Publikation aufkommen ließ. Andere Gelehrtenachlässe ruhen in Bibliotheken und Archiven und werden zwar von Biographen und „historisch-kritischen“ Texteditoren benutzt; eine vergleichbare Arbeit wüßte ich jedoch nicht zu nennen. Der Hinweis auf Nachlaßeditionen bedeutender Philosophen, Dichter und von Gelehrten wie Ranke, Jacob Burckhardt oder Max Weber kann nur Maßstäbe setzen, welche die Bedeutung Kossinnas relativieren und auf das Innerdisziplinäre reduzieren.

Man wählte eine Verbindung von kommentierten Regesten und dem Versuch einerseits „Kossinnas methodische Wege und Arbeitsweisen“ und andererseits die „Nachwirkungen von Methode und Lehre“ zu analysieren. Dabei wurde bewußt der Kieler „Nachlaß“ zugrunde gelegt und deshalb muß unsere erste Frage lauten: Inwieweit ist er so vollständig, daß es als repräsentativ angesehen werden darf? Selbst wenn angenommen werden kann, daß er trotz der vielen Umzüge bzw. Verlagerungen – es werden genannt: Berlin, Dortmund, Cottbus, Höchstädt a. d. Donau, München, Dinslaken, Duisburg und Kiel – zu keinen größeren Verlusten kam, ist damit doch nur gesagt, daß es sich um den Teil des Nachlasses handelt, den Kossinnas Witwe an Rudolf Stampfuß weitergab. Zwar heißt es S. 11: „Möglichst ist der Nachlaß in dieser Form nicht mehr vollständig und, 48 Jahre nach Kossinnas Tod, nur als Torso übernommen“. Als Beleg dafür wird vor allem das Fehlen der Fundmappen genannt, aber die weiteren Nachforschungen beschränkten sich offenbar auf die Befragung von Fachkollegen, wo und wer noch Briefe von Kossinna haben könnte. Einiges kam auf diesem Wege dazu, vor allem die Briefe an Oscar Montelius. Die Kopien der Briefe an Nils Åberg konnten nicht mehr berücksichtigt werden. Es ist aber noch viel mehr vorhanden! Nach meinem am 12. 2. 1982 in Berlin gehaltenen Kossinna-Vortrag (Acta Praehist. et Arch. 16/17, 1984/85, 8ff.) lernte ich den Enkel G. Kossinnas kennen (er wurde lange nach dem Tode seines Großvaters geboren) der mich nicht nur darüber unterrichtete, daß sich noch ein Tagebuch über die Jahre 1891–94 und Literaturnotizen von 1888–97, sondern auch Briefe an ihn und Zeitungsausschnitte über Vorträge im